

„Wie gehe ich mit Suchtfamilien um?“

In den Jugendämtern gibt es in der Regel sehr engagierte Mitarbeiter, die sich um die Belange von Kindern und deren Familien kümmern. Dabei stoßen sie bei Suchtfamilien oft auf scheinbar unüberbrückbare Widerstände. Sie müssen Suchtfamilien motivieren, etwas für sich zu tun, Beziehung zu den Eltern aufbauen, das Kind kennenlernen, ihr Wächteramt ausführen und bei all dem darauf achten, dass der Ruf des Jugendamtes nicht geschädigt wird. Dieser Spagat ist oft nur unter äußerster Anspannung möglich. Nicht selten werden dabei Fehlschläge erlebt, die an der eigenen Wertschätzung kratzen. Mit diesem Skript soll den Mitarbeitenden im Jugendamt eine Handlungsanweisung vorgelegt werden, die es ihnen erleichtern soll mit dem speziellen Klientel „Suchtfamilie“ erfolgreicher umzugehen.

Kontext

Der bisherige Umgang mit Suchtfamilien ist unbefriedigend, hat es sich doch gezeigt, dass auch ein frühzeitiges Einschreiten in der Familie durch Hinzuziehen einer sozialpäd. Familienhilfe oder die Herausnahme des Kindes nicht den gewünschten Erfolg gebracht hat, sondern das Kind als späterer Jugendlicher oft hochproblematisch wird. Die dadurch verursachten Kosten explodieren derzeit, sodass für präventive Maßnahmen nur wenig Gelder zur Verfügung stehen. Daher muss ein anderer Umgang mit Suchtfamilien angedacht werden.

Blickrichtung

Bisher wurde der Blick alleine auf das Kind gerichtet. Da aber eine Suchterkrankung (hier wird nicht unterschieden, welcher Art diese Sucht ist) immer eine Familienerkrankung ist, ist auch das Kind als solches dem Suchtsystem zuzuordnen und benötigt entsprechende Hilfen.

Bei einer Suchterkrankung in der Familie ist immer die gesamte Familie betroffen. Sie versucht, die Krankheit zu verstecken und nach außen hin nicht aufzufallen. Durch diesen Kreislauf der Bagatellisierung und Tabuisierung geraten die einzelnen Familienmitglieder in die Gefahr, selber co-abhängig zu werden. Da dies ein existenzieller Zustand ist und die Familienmitglieder

aufeinander angewiesen sind, halten sie zusammen und genau da brauchen sie Hilfe, um diesen Kreislauf zu stoppen.

Der beste Lebensraum für das Kind ist (als Fernziel gesehen) immer erst einmal die Ursprungsfamilie. Daher muss es das Ziel einer jeden Maßnahme sein, das Kind der Familie nach einer Therapie wieder zurückzuführen.

Um dieses Ziel zu erreichen, muss eine bestimmte Vorgehensweise mit der Suchtfamilie eingehalten werden. Ein für immer von der Ursprungsfamilie getrenntes Kind ist in der Regel hochgradig traumatisiert und benötigt über viele Jahre begleitende Hilfen.

Innere Einstellung zur Suchtfamilie

Eine Suchterkrankung ist immer eine Krankheit und keine Charakterschwäche. „Gefühlt“ wird dies oft nicht wahrgenommen und der Suchtkranke wird abfällig und als Versager behandelt.

Suchtkranke sind in der Regel sehr sensible, feinfühlig Menschen, die eine besondere Lebensgeschichte mitbringen. Oft haben sie in ihrer Ursprungsfamilie selber Suchterfahrungen erlebt und haben daher durch soziale Vererbung und andere Einflüsse eine gewisse Prädisposition, selber suchtkrank zu werden.

Um das Denken und Fühlen Suchtkranker ansatzweise nachvollziehen zu können, ist es hilfreich, seine eigene Suchtstruktur anzuschauen. Der Satz: „Es ist Dir alles erlaubt, es soll Dich aber nichts gefangen nehmen“ hilft dabei, einmal sein eigenes Leben zu betrachten: Wo sind evtl. „Gefangenschaften“, schlechte Gewohnheiten, die ich schon immer mal ablegen wollte, aber nicht abzulegen schaffe. Hierbei ist ein schonungslos ehrliche Umgang mit sich von Nöten. Jeder hat schon mal erlebt, wie es sich anfühlt, einen unwiderstehlichen Drang nach etwas zu haben.

Bitte nehmen Sie sich jetzt einen Augenblick Zeit, in sich hineinzuschauen: Wobei habe ich schon einmal das Gefühl erlebt, einen unwiderstehlichen Drang zu haben? Was nimmt mich manchmal gefangen?

Es ist wichtig, dass Sie jetzt diese Zeit finden. Seien Sie dabei ehrlich zu sich selber, denn nur so können Sie optimal zum Wohl des Kindes handeln.

Konsequenz dieser Selbstbeobachtung

Sie wissen jetzt, dass sie in „dieser Situation“ schon einmal einen unwiderstehlichen Drang nach etwas gehabt haben.

Stellen Sie sich jetzt vor, dass es dies Gefühl ist, was einen Suchtabhängigen Tag für Tag bestimmt, womit er beschäftigt ist, was mehr und mehr zu einem zentralen Punkt seines Lebens wird. Es kann der Alkohol sein, Medikamente, Essen, Sex, Spiele etc., immer ist dieses gefangennehmende Gefühl der Mittelpunkt des Lebens.

Die Gefangenschaft weitet sich aus, alles in der Familie dreht sich um diesen Punkt, dieses Mittel hat die ganze Familie im Griff, bestimmt ihren Tagesablauf und alle Beziehungen, Kommunikationsmuster und Entscheidungen.

Sie haben nun eine ansatzweise Vorstellung davon, unter welchem Druck Suchtkranke stehen und weshalb sie dieser Druck zu anders nicht nachvollziehbarem Handeln treiben kann.

Begegnung mit der Suchtfamilie

Mit diesem Hintergrundwissen (ich weiß, was der Suchtabhängige fühlt, Fernziel muss es sein, die Familie aus der Sucht herauszubringen, das Kind der Familie zurückzuführen) begegnen Sie der Familie. Ihre innere Einstellung ist jetzt nicht aggressiv/ablehnend, sondern kooperativ/verstehend.

Das bringen Sie in das Gespräch ein. Sie treten den Eltern gegenüber als Partner und wohlwollender Helfer auf. In Ihrem Kopf ist immer der Gedanke, dem Wohl des Kindes dient am besten das Leben bei den leiblichen Eltern nach der Therapie.

Daraus ergibt sich, dass das oberste Ziel sein muss, das Kind zu schützen und gleichzeitig für die Eltern eine Therapie einzuleiten. Suchtkranken fehlt oft eine ganze Menge Wissen über ihre Krankheit, auch schämen sie sich, dass sie so sind wie sie sind. Sie wissen in der Regel selber, dass es so nicht weiter geht.

Was sie nicht wissen, ist, dass ihre Sucht eine Krankheit ist und dass diese nichts mit Schuld zu tun hat. Daher liegt es auf der Hand, ihnen zu erklären, dass sie nicht schuld an ihrer Krankheit sind, es aber durch Nichtstun alles verschlimmert und es nicht zum Wohl des Kindes ist, in dieser Situation stehen zu bleiben.

Spiegeln Sie den Eltern Ihre Gefühle, dass Sie selber wissen, wie groß diese Gefangenschaft ist und wie sehr Sie mitempfinden können. Machen Sie aber gleichzeitig klar, dass Sie zum Wohle des Kindes da sind und das Kind schützen müssen.

Sagen Sie den Eltern, dass sie bei erfolgreicher Therapie mit ihren Kindern als Familie gesund zusammen leben können. Geben Sie der Familie Hoffnung auf ein Leben ohne Sucht nach einer Phase der Therapie und Aufarbeitung.

Zeitfaktor

Geben Sie den Eltern eine Zeit der Entscheidung. Je mehr das Wohl des Kindes gefährdet ist, desto kürzer muss diese Zeit sein, desto weiter ist aber auch die Sucht fortgeschritten.

Hierbei muss immer gelten, der Familie so früh wie möglich ein Therapieangebot zu machen und sie so früh wie möglich mit der einzig dauerhaft Erfolg versprechenden Möglichkeit, nämlich einem Therapieangebot für die ganze Familie, zu konfrontieren.

Entscheidungszeiten von 1 Stunde bis zu 3 Wochen sind denkbar, dabei sollten in kurzen Zeitabständen Gespräche miteinander in angstfreier Atmosphäre stattfinden. Stellen Sie die Bedingungen auf, damit die Eltern wissen, woran sie sind und sich konkret mit ihrer Situation auseinandersetzen können:

1. Sie sind krank und brauchen Hilfe.
2. Die ganze Familie ist krank, Partner und Kinder sind ebenso betroffen.
3. Hilfe ist möglich, ein gesundes Leben ohne Sucht ist das Ziel.
4. Erster Schritt: JA sagen zur Therapie.
5. Therapieform finden, nicht immer ist eine ambulante Therapie sinnvoll. Stationäre Therapien haben eine konzentrierte Wirkung.
6. Nach der Therapie: Selbsthilfegruppe, Familientherapeut, erwachsene Ansprechperson außerhalb der Familie für das Kind.

Das Wohl des Kindes im Blick haben

Wenn das Kind weiß: „meine Eltern sind krank, sie werden jetzt wieder gesund gemacht und dann kann ich zurück“, dann ist dies eine neue Sichtweise auch für das Kind. Es ist eine zeitlich begrenzte Trennung, die zu leben ist. Das Kind (sowie auch die Eltern) haben die Hoffnung auf eine gesunde Zeit des Zusammenlebens danach.

Der Aufenthaltsort für das Kind während der Zeit der Therapie wird festgelegt. Dabei werden viele Kriterien beachtet. Alter des Kindes, sein psychosozialer Zustand, Anzahl der Geschwister etc. spielen dabei eine Rolle. Das Kind braucht in dieser Phase seines Lebens eine neue Beständigkeit. Es muss erleben, wie

Familie auch geht. Freizeitgestaltung und achtsame Arten der Begegnung und Kommunikation sollten im Vordergrund stehen.

In Pflegefamilien sollte von vorneherein dieses Programm besprochen werden. Es sollte besonders darauf geschaut werden, dass in Pflegefamilien keine Suchtprobleme den Alltag bestimmen (oft nicht einfach zu erkennen).

Unterbringung in einer heimähnlichen Familienform ist zu überlegen, wenn keine anderen Möglichkeiten gegeben sind. Dabei ist wichtig, dass das Kind eine neue Familienstruktur erlernt und seine Defizite mit Hilfe von verschiedensten therapeutischen Angeboten aufarbeiten kann.

Die Rückführung des Kindes in die Ursprungsfamilie erfolgt erst, wenn die Eltern ein geregeltes Leben führen, das Umfeld geklärt ist (Renovierung der Wohnung, evtl. Umzug) und eine Gruppe, ein Familientherapeut und eine erwachsene Ansprechperson für das Kind vorhanden sind.

Ziel soll immer sein, einen offenen, gesprächsbereiten Umgang mit den Eltern einzuüben.

Eltern wollen keine Therapie machen

Liegt Kindeswohlgefährdung vor und muss das Kind sofort aus der Familie genommen werden – besser wäre der rechtzeitige Besuch der Familie, sodass es nicht zu dieser Situation kommt – dann wird dem Kind mitgeteilt, dass die Eltern eine Zeit der Entscheidung benötigen. Diese Zeit sollte begrenzt sein, weil der innere Druck enorm ist, besonders für das Kind. Wöchentliche Gespräche aber nicht mehr als 3 sollten reichen, um die Eltern von einer Therapie zu überzeugen. Das ist dann möglich, wenn genug Druck auf die Familie ausgeübt wird. Suchtkranke brauchen diesen Druck, um Entscheidungen treffen zu können. (Erinnern Sie sich an das Gefühl des unwiderstehlichen Dranges: Der von der Trennungssituation ausgeübte Druck muss höher sein als dieser Suchtdruck, wenn eine Suchttherapie Erfolg haben soll.)

Sollten die Eltern sich nicht für eine Therapie entscheiden, wird dem Kind dies gesagt und das Kind kann sich innerlich darauf einstellen, auf lange Zeit in der Pflegefamilie zu bleiben. Dabei ist es ganz wichtig, Trauerarbeit an diesem Punkt zu machen und die leiblichen Eltern innerlich zu verabschieden. Eine Besuchskontaktlösung in regelmäßigen Abständen sollte immer mit einer Therapieverpflichtung verbunden sein, weil das Kind sonst bei jedem Besuchkontakt re-traumatisiert wird und damit alle Maßnahmen, die vor

diesem Termin am Kind getroffen wurden, mit großer Wahrscheinlichkeit verpuffen.

Diese Art der Vorgehensweise zum Wohl des Kindes muss auch dem Gericht verständlich gemacht werden. Dabei muss besondere Sicht auf die Besuchskontakte gelegt werden: das Wohl des Kindes und seine psychische Genesung sollten dabei im Vordergrund stehen.

Nach Abschluss der Therapie

Haben die Eltern erfolgreich eine (vorzugsweise stationäre) Therapie absolviert, ist es wichtig, dass die Eltern mit den Kindern zusammen ein neues Leben einüben. Dies sollte wiederum in einem therapeutischen Kontext erfolgen und idealerweise schon während der Therapie der Eltern beginnen.

Es hat sich gezeigt, dass Multi-Familientherapie oft ein gutes Mittel ist, um jetzt weiter zu machen. Familien lernen sich so gegenseitig kennen, können sich unterstützen und voneinander lernen. Gute Erfahrungen auf diesem Gebiet wurden hierzu in England gemacht.

Je nach Fortschritten mit der Familie kann sie mehr und mehr aus dem Verantwortungsbereich des Jugendamtes entlassen werden. Die grundsätzliche Einstellung des Jugendamtes zu den Eltern sollte positiv sein und auch positiv verstärkt werden.

Zukunftssicht

Erfahrene Familien könnten dann als ehrenamtliche Unterstützung im Umgang mit Suchtfamilien im Jugendamt eingebunden sein. Das Jugendamt als wirkliche Hilfe für die Bevölkerung und besonders die Kinder zu erleben, wäre die beste Imagekampagne, die man sich vorstellen kann. Nur durch positives Handeln kann das Bild der Jugendämter verbessert werden. Diese Erfolge müssen sichtbar werden.